



Leseprobe

Christine Feehan

Tödliches Spiel (Schattengänger 16)

Der Bund der
Schattengänger 16 - Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 576

Erscheinungstermin: 09. August 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Schattengänger sind eine Gruppe herausragender Kämpfer, deren Fähigkeiten von dem ebenso gefährlichen wie genialen Wissenschaftler Dr. Peter Whitney verstärkt wurden. Malichai Fortune jedoch ist noch begabter, noch kompromissloser und noch härter als seine Brüder. Kein Wunder also, dass es ihm zu schaffen macht, als er nach einer schweren Verletzung nach San Diego zur Kur geschickt wird. Seine düstere Stimmung hellt sich in dem Moment auf, in dem er der blonden Schönheit Amaryllis begegnet und sich leidenschaftlich in sie verliebt. Dann ereignen sich mysteriöse Dinge in der Stadt, und Malichais übernatürlich geschärfte Schattengänger-Sinne versetzen ihn höchste Alarmbereitschaft. Doch um die Frau, die er liebt, zu retten, müsste er ihr zunächst offenbaren, wer er wirklich ist ...



Autor

Christine Feehan

Christine Feehan wurde in Kalifornien geboren, wo sie heute noch mit ihrem Mann und ihren elf Kindern lebt. Sie begann bereits als Kind zu schreiben und hat seit 1999 mehr als siebenzig Romane veröffentlicht, die in den USA mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet wurden und regelmäßig auf den Bestsellerlisten stehen. Auch in Deutschland ist sie mit den »Drake-Schwestern«, der »Sea Haven-Saga«, der »Highway-Serie«, der »Schattengänger-Serie«, der »Leopardenmenschen-Saga« und der »Shadows«-Serie äußerst erfolgreich.

DAS BUCH

Malichai Fortune ist noch begabter, noch kompromissloser und noch härter als seine Schattengänger-Brüder. Kein Wunder also, dass es ihm zu schaffen macht, als er nach einer schweren Verletzung nach San Diego in den Zwangsurlaub geschickt wird. Seine düstere Stimmung hellt sich in dem Moment auf, in dem er in der Pension, in der er sich eingemietet hat, der blonden Schönheit Amaryllis begegnet und sich leidenschaftlich in sie verliebt. Dann ereignen sich mysteriöse Dinge in der Stadt, und Malichais übernatürlich geschärfte Schattengänger-Sinne versetzen ihn höchste Alarmbereitschaft. Doch um die Frau, die er liebt, zu retten, müsste er ihr zunächst offenbaren, wer er wirklich ist ...

DIE AUTORIN

Christine Feehan wurde in Kalifornien geboren, wo sie heute noch mit ihrem Mann und ihren elf Kindern lebt. Sie begann bereits als Kind zu schreiben und hat seit 1999 mehr als siebenzig erfolgreiche Romane veröffentlicht, die in den USA mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet wurden und regelmäßig auf den Bestsellerlisten stehen. Auch in Deutschland ist sie mit ihrer *Schattengänger*-Serie, der *Leopardenmenschen*-Saga, den *Drake-Schwestern* und der *Sea-Haven*-Saga äußerst erfolgreich.

Mehr über Christine Feehan und ihre Romane finden Sie auf:
www.christinefeehan.com

CHRISTINE FEEHAN

TÖDLICHES SPIEL

Ein Schattengänger-Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

*Für Brian und Domini,
denn dieses Buch wäre nicht zustande gekommen,
wenn ihr beide mich nicht dazu angetrieben hättet,
es fertigzustellen, als mir das unmöglich schien.*

DAS BEKENNTNIS DER SCHATTENGÄNGER

Wir sind die Schattengänger, wir leben in den Schatten.
Das Meer, die Erde und die Luft sind unsere Heimat.
Nie lassen wir einen gefallenen Kameraden zurück.
Wir sind einander in Ehre und Loyalität verbunden.
Für unsere Feinde sind wir unsichtbar, und wir vernichten
sie, wo wir sie finden.
Wir glauben an Gerechtigkeit und beschützen unser Land
und jene, die sich selbst nicht schützen können.
Ungesehen, ungehört und unbekannt bleiben wir Schat-
tengänger.
Ehre liegt in den Schatten, und die Schatten sind wir.
Wir bewegen uns absolut lautlos, im Dschungel ebenso wie
in der Wüste.
Unhörbar und unsichtbar bewegen wir uns mitten unter
unseren Feinden.
Wir kämpfen ohne den geringsten Laut, noch bevor sie
unsere Existenz überhaupt erahnen.
Wir sammeln Informationen und warten mit unendlicher
Geduld auf den passenden Augenblick, um Gerechtig-
keit walten zu lassen.
Wir sind gnädig und gnadenlos zugleich.
Wir sind unnachgiebig und unerbittlich in unserem Tun.
Wir sind Schattengänger, und die Nacht gehört uns.

WIR SIND UNTER *schwerem feindlichem Beschuss*.

Als ob sie nicht selber merkten, wie der Hubschrauber hin und her schlingerte, als sie versuchten, dort herunterzugehen, wo die verwundeten Soldaten auf ihren Abtransport warteten. Malichai Fortunes hielt in der einen Hand seinen Arztrucksack und in der anderen sein Gewehr griffbereit. Mit dieser Waffe konnte er sogar einer Fliege die Flügel wegschießen.

Du bist dran, Soldat, sagte Joe Spagnola, sein Teamchef. *Komm in einem Stück zurück*.

Verstanden. Ohne zu zögern sprang Malichai, landete im Schnee und ging schnell beiseite, um für Rubin Campo, einen weiteren Kameraden aus dem Schattengänger-Team, Platz zu machen.

Sie trugen beide weiße Kampfanzüge mit grauen Flecken, damit sie in der Umgebung, die sie erwartete, besser getarnt waren. Sobald sie am Boden waren, zog der Helikopter wieder hoch und rauschte seitwärts davon, um dem andauernden gefährlichen Artilleriefeuer aus drei oder vier Gefechtsständen zu entkommen.

Als der Hubschrauber außerhalb der Reichweite der Geschütze war, stand Malichai auf und rannte geduckt zu dem Punkt, wo sich den Koordinaten nach eine kleine Gruppe von Soldaten befand, die nach dem Abschuss ihrer Maschine auf der Spitze eines sehr kalten Berges ausharrten, um-

zingelt von Feinden und ohne Vorräte und medizinische Hilfe, während ihnen langsam die Munition ausging.

Tödliche Maschinengewehrgarben bohrten sich auf ihren Spuren in Zickzackmustern in den Berg.

»Wir kommen rein«, brüllte Malichai und hoffte, dass nicht auch noch seine eigenen Leute auf ihn schossen.

Dann sprang er mit Rubin über einen Steinwall und landete mitten in dem Verteidigungsring, den die Soldaten angelegt hatten. Außer den Steinen gab es nicht viel Deckung, und die Männer froren erbärmlich. Malichai hatte schon viele traurige Szenerien gesehen, aber diese war eine der schlimmsten. Dazu kam noch, dass alle Soldaten verwundet waren und der Steinwall nicht gerade das beste Bollwerk war. Der Feind hatte genug Feuerkraft, um die großen Findlinge, hinter denen sie sich versteckten, zu pulverisieren.

Fünf Männer mit verschiedenen Verletzungen lagen in ihrem Elend, hatten aber ihre Waffen griffbereit. Einer versuchte, sich aufzurichten, doch Malichai winkte ab. Alle zitterten unkontrolliert und an manchen Stellen war der Schnee rot gefärbt.

»Ich bin Malichai, das ist Rubin.« Ihren Rang verschwieg er absichtlich. »Wir kommen, um euch hier rauszuholen. Den Lagebericht«, forderte er den Soldaten auf, der offenbar die Führung übernommen hatte.

»Jerry Lannis hat es am schlimmsten erwischt. Am Bein und am Arm. Sie haben mit Mörsern auf uns geschossen. Er hat uns abgeschirmt, als eine Granate in der Nähe eingeschlagen ist. Wir haben alles getan, was wir konnten, um ihm zu helfen ...« Der Anführer verstummte und deutete auf einen Mann in dem Bereich der kleinen Festung, der den größten Schutz bot.

Sofort ging Rubin zu Jerry und zog die Decke zur Seite. Dann schaute er Malichai an und schüttelte kaum merklich den Kopf. *Wenn er es schafft, wird er beide Körperteile verlieren.*

Fang mit ihm an.

Rubin ließ den Blick zu den anderen Soldaten schweifen, die ihn alle hoffnungsvoll ansahen. Dann senkte er den Kopf und suchte an Jerrys Arm nach einer Vene.

Rubin war ein Schattengänger, sowohl psychisch als auch physisch weiterentwickelt, und noch dazu etwas sehr Seltenes – ein Chirurg, der mit der Kraft seines Geistes heilen konnte. Wenn er der Ansicht war, dass Jerry diese Körperteile verlieren würde, konnte niemand sie retten. Rubin würde sein Bestes tun, und das hieß, dass Jerry höchstwahrscheinlich überleben würde, doch die Chance, dass er mit allen vier Gliedmaßen weiterlebte, war gering.

»Wir haben etwas zu essen dabei. Aber nicht viel, deshalb müsst ihr es rationieren.« Während Malichai das sagte, riss er die dünnen Packungen mit den Decken auf, die den Männern genug Wärme spenden sollten, um zu überleben, solange sie auf ihre Bergung warten mussten. Dann untersuchte er jeden Patienten kurz.

Der zum Anführer ernannte Soldat fuhr mit seinem Bericht fort. »Jack Torren hat zwei Kugeln abgeköpft. Eine steckt in seiner Hüfte, die andere in den Rippen. Die sind gebrochen, aber die Hüfte ist so weit in Ordnung. Wir wissen nicht genau, wieso.«

Jack warf Malichai ein mattes Lächeln zu. »Ich schätze, ich bin zu zäh, um zu sterben. Ich hab schon immer gesagt, dass ich unkaputtbar bin.«

»Barry Clarke hat sich einen Arm und eine Hand gebro-

chen. Den Arm auf der einen, die Hand auf der anderen Seite.«

»Schön«, sagte Malichai. Also waren mindestens zwei Männer mobil, falls Jack mit seiner Hüfte wirklich laufen konnte.

»Tim Barrens ist von einem Schuss in den Kopf umgehauen worden. Er ist schon seit einiger Zeit mal wach und mal nicht. Meistens nicht, aber wenn er zu Bewusstsein kommt, weiß er, dass er Soldat ist und bei uns liegt und still sein muss, also versteht er, was um ihn herum vorgeht.«

Malichai war schon dabei, Jack zu verarzten. Er säuberte seine Wunden und hängte ihn an einen Tropf, damit der Flüssigkeitsverlust so schnell wie möglich wieder ausgeglichen wurde. Einige von diesen Männern mussten wieder auf die Beine kommen und bereit sein weiterzukämpfen, obwohl sie sich in dieser eingegrabenen Stellung bis jetzt wacker verteidigt hatten gegen einen Feind, der ihnen zahlen- und waffenmäßig überlegen war.

»Wir haben uns sehr über eure Ankunft gefreut«, fuhr der Anführer fort.

»Wo sind Ihre Wunden?«, fragte Malichai.

»Mein Name ist O'Connell. Braden O'Connell. Ich habe einen Schuss abbekommen, am Oberschenkel, aber es war ein glatter Durchschuss. Ich hab Glück gehabt, es ist nichts Ernstes, obwohl ich mich ziemlich schwach fühle.«

Das ließ Malichai aufhorchen. Er fluchte in sich hinein. Hätte der Junge so lange überlebt, wenn seine Beinarterie verletzt war? Vielleicht hatte er trotz allem innere Blutungen.

»Ich war mir nicht sicher, ob alles gut ist, deshalb habe ich mich vorsichtshalber nicht allzu viel bewegt. Ich küm-

mere mich so gut ich kann um die anderen, aber ich bin kein Sanitäter.«

»Wann kommen sie uns holen?«, fragte Jack.

Abrupt wurde es still. Selbst die Gewehre der Feinde waren verstummt. Malichai spürte, dass die Augen der Soldaten auf ihm ruhten. Sie vertrauten ihm. Er schenkte ihnen ein kleines Lächeln und beendete Jacks Behandlung, ehe er sich Barry zuwandte.

»Tja, Jack, wir dachten, ich springe einfach aus dem Heli und bringe dich so weit, dass du deinen unkaputtbaren Hintern in Bewegung setzt und uns alle nach Hause schaffst.«

Die anderen grinsten, und niemand beschwerte sich, dass er die Frage nicht beantwortet hatte. Es hakte auch niemand nach. Soweit Malichai das sagen konnte, war Barrys linker Arm glatt gebrochen. Irgendjemand, höchstwahrscheinlich Braden, hatte ihn geschient, und zwar so gut, dass Malichai nichts daran ändern wollte. Stattdessen untersuchte er die gebrochene Hand. Sie war blutunterlaufen und geschwollen. Auch sie war von Braden geschient worden, aber es war deutlich zu sehen, dass Barry sie weiter benutzt hatte, um den anderen beim Halten ihrer Position behilflich zu sein.

Malichai stabilisierte den Bruch und verband die Hand. »Du wirst auch Flüssigkeit brauchen, aber dich häng ich erst an den Tropf, wenn ich mir die anderen angesehen habe.« Barry hatte Glück gehabt und keine lebensbedrohlichen Verletzungen davongetragen.

Tim lag sehr still. Zu still. Malichai stieß einen leisen Fluch aus, bedeckte mit der Hand die offen stehenden Augen des Soldaten und schloss behutsam dessen Augenlider. Tim war tot. Der Kopfschuss hatte ihn lautlos getö-

tet, wohl in den späten Abendstunden, und niemand hatte es bemerkt, man hatte ihn »schlafen« lassen. Malichai wandte sich um und sah Braden an. Der Mann wusste Bescheid. Er hatte mitbekommen, was Malichai getan hatte und wie er den Kopf gesenkt und selber kurz die Augen geschlossen hatte.

»Es tut mir leid«, sagte Malichai leise, hauptsächlich an Braden gewandt. Der Soldat hatte versucht, die Gruppe zusammen und am Leben zu halten, seit der befehlshabende Offizier fort war. Der Helikopter, in dem diese Männer gegessen hatten, war bei ihrem Abtransport abgeschossen worden. Der andere mit dem Rest der Truppe war Gott sei Dank davongekommen.

»Er war ein guter Soldat. Ein guter Mann«, sagte Braden betroffen. Er rang um Fassung. »Und ein sehr guter Freund.«

Die anderen schauten erst Tim und dann einander an. »Wie geht's Jerry, Rubin?«, fragte Malichai laut, um ihre Aufmerksamkeit auf die Lebenden zu lenken. »Mit vollem Namen heiÙe ich übrìgens Malichai Fortunes, und das da ist Rubin Campo. Wir sind nur vorbeigekommen, um zu sehen, wie es euch geht und um euch für die Heimreise fertig zu machen.«

Alle Köpfe wandten sich Rubin zu. Der war schon immer wortkarg gewesen und schaute Malichai nun böse an, was Malichai mit einem leichten Grinsen quittierte.

»In ein paar Stunden ist er reisebereit. Er braucht eine Transfusion und ist schwer dehydriert. Er hängt schon an den Schläuchen und bekommt gerade das mitgebrachte Blut.«

»Was ist mit seinem Bein und seinem Arm?«, fragte Jack. Rubin schüttelte den Kopf. »Die bessere Frage ist: Was

ist mit seinem Leben? Morgen früh wird der Feind sicher frontal angreifen. Die Hubschrauber müssen direkt über uns auf dem Bergrücken aufsetzen. Wir müssen es schaffen, ihn da hinzubringen, ohne ihn zu verlieren. Dazu brauchen wir euch alle.«

»Da oben kann kein Hubschrauber landen«, meinte Braden. »Habt ihr auf dem Hinflug nicht die Gefechtsstände gesehen? Da drin sind schwere Geschütze. Also wirklich schwere. Die holen die Hubschrauber einfach vom Himmel.«

»An der Stelle kommen wir ins Spiel.« Malichai hatte Mitleid mit Rubin. »Wir werden dafür sorgen, dass sie unsere Vögel nicht abschießen können, wenn sie euch holen kommen.«

Eine kleine Pause entstand, dann stieß Braden zischend den Atem aus. »Das ist Selbstmord. Ernsthaft. In diesen Bunkern gibt es alle erdenklichen Waffen und dazu entsprechend erfahrene Schützen.«

»Das ist uns bekannt«, sagte Malichai beruhigend. »Aber nur so kriegen wir euch hier raus. Wir wussten, worauf wir uns einlassen, als wir uns freiwillig dazu gemeldet haben, euch den Arsch zu retten.« Er tat extra so großspurig, doch obwohl Rubin und er über besondere Kräfte verfügten, würde es nicht leicht werden, die Waffen in den Unterständen zum Schweigen zu bringen – und das mussten sie schaffen, denn sonst würden sie einen Hubschrauber nach dem anderen verlieren.

»Deine Aufgabe ist es, Kraft zu sammeln, dich warm zu halten, Flüssigkeit aufzunehmen und deine Muskeln langsam wieder zum Arbeiten zu bringen«, sagte Rubin, um die Stille zu füllen, weil die anderen sie sprachlos anstarrten, als wären sie verrückt geworden.

»Wir machen das nicht zum ersten Mal, wisst ihr«, übernahm Malichai. »Deswegen sind wir ja auch auf die Idee gekommen. Vor ein paar Jahren hat ein SEAL auf einem anderen Berg so etwas Ähnliches getan.«

»Sie wechseln andauernd die Waffen«, bemerkte Braden. »Ich sage euch, das ist Selbstmord. Als ich versucht habe, etwas näher an den Feind heranzukommen, haben sie uns die Hölle heiß gemacht.«

»Wir dachten, dass sie sich irgendwann an uns heranschleichen und uns umbringen«, sagte Jack. »Deshalb haben wir abwechselnd Wache gehalten und uns bemüht, nicht einzuschlafen, aber eigentlich könnten sie uns jederzeit wegpusten.«

»Im Moment seid ihr hier zu wertvoll für sie. Sie wissen, dass wir nicht aufhören werden, Truppen zu schicken, die euch nach Hause holen sollen«, erklärte Malichai. »Ihr dient als Köder.«

Wieder schauten die Soldaten einander an. Das gefiel ihnen nicht.

»Ich kann mitkommen«, bot Braden an.

»Vielleicht kann ich ja aufstehen und mich auch nützlich machen«, schlug Jack vor. »Barry kann so lange auf Jerry aufpassen. Ich bin ein verdammt guter Schütze. Ihr habt uns doch etwas Munition mitgebracht, oder?«

Das hatten sie, aber sie wollten bei dem, was auf ein Himmelfahrtskommando hinauslief, keine Verwundeten dabei haben – ganz zu schweigen davon, dass ihre besonderen Talente geheim bleiben mussten. Wenn irgend möglich, sollten sie vor anderen verborgen werden.

»Dein Job ist es, dafür zu sorgen, dass ihr bereit seid, zu der Lichtung direkt über uns zu laufen. Dort wird der Helikopter aufsetzen. Wenn es uns gelingt, die Gefechts-

stände auszuschalten, bekommen wir auf dem Weg Hilfe. Wenn nicht, sind wir auf uns allein gestellt.«

»Wir lassen Tim nicht zurück«, sagte Braden entschlossen.

Die anderen murmelten etwas Zustimmungendes, nickten einhellig und sahen Malichai an, als wollte er ihren Entschluss infrage stellen. Dabei hatte er nicht vor, Tims toten Körper hier im Steinwall liegen zu lassen, wenn es nicht unbedingt sein musste. Der Mann hatte tapfer für die Vereinigten Staaten gekämpft. Er gehörte nach Hause, nicht hierhin, wo ihm viel zu früh das Leben genommen worden war.

»Nein, wir lassen ihn nicht zurück«, erklärte Malichai ruhig, in der Hoffnung, dass alles nach Plan lief und er sein Versprechen nicht zurücknehmen musste. Denn was auch geschah, die Lebenden gingen vor.

Er blickte quer durch den kleinen Kreis zu Rubin, der immer noch mit Jerry beschäftigt war. So sanft und sorgfältig, wie er den Mann verarztete, sah es für Jerry nicht gut aus. Das bedeutete, dass sie vielleicht noch eine Leiche mitnehmen mussten, wenn es so weit war. Hoffentlich war das nicht nötig.

Jerry hatte viel geopfert, um die anderen zu retten, aber er lebte noch. Er konnte auch ohne das eine Bein und den einen Arm ein gutes Leben führen. Malichai wollte nicht zu genau darüber nachdenken, wie dieses Leben aussehen würde. Er musste sich immer wieder sagen, dass Jerry wenigstens nicht tot war. Tim dagegen würde keine Chance mehr bekommen.

»Braden. Ich würde vorschlagen, dass Sie sich nur noch bewegen, wenn es absolut unvermeidlich ist. Ich glaube, dass Sie innere Blutungen haben. Am besten halten Sie

sich so still wie möglich und trinken viel. Ich gebe Ihnen auch eine Bluttransfusion.«

Rubin, wenn du eine Minute Zeit hast, untersuchst du ihn mal? Ich habe ein schlechtes Gefühl.

Rubin schaute nicht auf, aber er nickte.

Alle in dem kleinen Camp schienen die Luft anzuhalten. Braden war nicht ihr Kommandant, hatte aber den Befehl übernommen, als es nicht anders ging. Er war derjenige gewesen, der von Mann zu Mann gekrochen war, um die Essensrationen zu verteilen und dafür zu sorgen, dass die Verwundeten gepflegt wurden. Er hatte sie verteidigt, als sie immer wieder beschossen worden waren und sein Leben riskiert, als er nachts um die Bunker herumgeschlichen war, um den Feind auszukundschaften.

»Die Transfusion hilft Ihnen für den Weg nach Hause. Es geht Ihnen gut, wir sollten nur etwas vorsichtiger sein«, sagte Malichai mehr zu den anderen Männern als zu Braden.

Der zuckte die Achseln. »Sparen Sie das Blut für die anderen. Besonders für Jerry.«

Malichai lächelte ihn an. »Ihr habt nicht alle dieselbe Blutgruppe, Braden. Wir haben für jeden von euch etwas Passendes mitgebracht, weil wir ja nicht wussten, in welcher Verfassung wir euch vorfinden würden. Die stören den Funkverkehr zu sehr.«

Braden schaute auf seine Uhr. »Es dauert nicht mehr lange, dann fangen sie mit ihrer abendlichen Machtdemonstration an, wohl um uns klarzumachen, dass wir uns besser nicht vom Fleck rühren sollten. Sie wissen, dass wir praktisch wehrlos sind, verballern aber bloß ihre Munition und lassen uns dann in Ruhe.«

»Und was macht ihr?«

»Wir gehen einfach in Deckung und lassen es über uns ergehen. Ich rate allen immer, so zu tun, als wäre es ein großes Feuerwerk zum Nationalfeiertag. Wir dürfen keine Munition mehr verschwenden, indem wir auf sinnlose Angriffe reagieren. Wir würden sowieso nichts treffen. Wenn sie es wirklich wollten, könnten sie uns jeden Augenblick in die Luft jagen.«

Das gefiel Malichai zwar nicht, aber es stimmte. Die Männer wurden nur deshalb am Leben gelassen, damit weitere Hubschrauber kamen, um sie zu retten.

Das Zischen einer einzelnen Kugel war die erste Warnung. Dann brach die Hölle los. Maschinengewehrfeuer kam aus drei verschiedenen Richtungen, wahnsinnig laut, aber schön anzusehen in der kalten, klaren Nacht. Das Schauspiel erinnerte wirklich an ein Feuerwerk, lange weiße Schweife durchzogen die Luft, kleine helle sternartige Punkte erschienen am dunklen Himmel, und hin und wieder explodierten tausend rote und orangefarbene Flammenkreise.

Wenn man über den schrecklichen Krach und die Tatsache hinweg sah, dass diese Waffen tödlich sein konnten, wirkte die mörderische Attacke genau so, wie Braden gesagt hatte – wie die Feuerwerke am 4. Juli. Braden fing sogar an, die unterschiedlichen Mündungsfeuer der Stellungen zu kommentieren. Sie duckten sich und blieben so gut es ging in Deckung. Viele Kugeln schlugen ganz in der Nähe ein, doch die Männer hatten diesen Beschuss jeden Abend ertragen, daher hatten sie sich bereits an die Plätze zurückgezogen, die den besten Schutz boten.

Malichai bemerkte, dass Tim und Jerry, die am schwersten verletzt waren, beide dicht hinter dem größten Findling lagen. Rubin hatte sich während des Maschinenge-

wehrfeuers über Jerry geworfen. Er selber war bei Braden geblieben, um ihn mit Blut und Flüssigkeit zu versorgen, außerdem war Braden der Exponierteste von allen, deshalb hatte er ihn instinktiv abgeschirmt.

Braden stupste ihn an. »Bunker drei ist der schlimmste. Die schießen immer so auf die Felsen, dass wir Splitter und Funken abbekommen. Die Besatzung dort ist in der besten Position, um uns alle abzuknallen, aber Bunker zwei hat die besten und präzisesten Schützen. Die Männer haben die Helis heruntergeholt. Sie sind wohl alle gut, aber Bunker zwei scheint die erfahrensten zu haben.«

Soweit Malichai das einschätzen konnte, hatte Braden O'Connell eine Empfehlung verdient, und wenn sie heil aus diesem Schlamassel herauskamen, würde er ihn für einen Orden vorschlagen. Man sollte erfahren, wie der Mann sich im Feld unter Beschuss bewährt hatte, obwohl er selber verwundet war. Dazu noch hatte er wertvolle Informationen für ein mögliches Rettungskommando ausgekundschaftet.

»Haben Sie eine Vorstellung davon, wie viele Männer in den Unterständen sind?«

»Ich konnte nicht nah genug herankommen. Sie haben Fallen aufgestellt, die sie warnen sollen, falls irgendjemand sich anschleicht. Ich hab zweimal eine ausgelöst. Einmal bei Bunker drei und einmal bei Bunker zwei. Als ich beim ersten ankam, wusste ich, wie sie aussehen.« Er zog ein abgerissenes Stück Papier aus seiner Tasche. Mit zitternder Hand reichte er es Malichai. »Ich hab sie so gut gezeichnet, wie ich konnte. Aber man sollte sich nicht hundertprozentig darauf verlassen.«

Malichai fand, Braden sei der Inbegriff des guten Soldaten. Obwohl er verwundet war, war der Mann nachts

zu den Gefechtsständen gekrochen, um etwas über ihre Anordnung und die Anzahl der Feinde und ihrer Waffen herauszufinden. Er nahm das Papier und sah es sich genau an. Der Gegner hatte wesentlich mehr Feuerkraft, als sie angenommen hatten. Er wollte nicht, dass einer von den Helikoptern in die Nähe ihres Lagers kam, bevor er und Rubin die Gelegenheit gehabt hatten, die Waffen unschädlich zu machen.

Als das schreckliche Trommelfeuer aufhörte, arbeiteten die beiden Schattengänger möglichst schnell und effizient weiter. Der Krach war ohrenbetäubend gewesen. Außerdem waren rings um sie herum Kugeln eingeschlagen. Der ständige Granatbeschuss so nah an ihrem Unterschlupf war furchterregend, aber sie konnten nirgendwo anders hin. Sie hatten sich hinter den letzten großen Felsbrocken verschanzt, dahinter gab es nur noch den Gipfel. Sie lebten in ständiger Gewissheit, dass der Feind es früher oder später leid werden würde, seinen Spaß mit ihnen zu haben. Es würde nicht besonders schwer sein, sie zu töten, sobald der Steinwall zerschossen war.

Nachts war es bitterkalt, dann fiel die Temperatur drastisch. Selbst nachdem ihre Wunden behandelt worden waren und sie Blut, Kochsalzlösung und Schmerzmittel bekommen hatten, würden die Männer nicht lange durchhalten, wenn sie nicht von diesem Berg weggebracht wurden.

»Wir verhalten uns so unauffällig wie möglich«, sagte Malichai, während er Munition an die Soldaten austeilte. »Wir möchten nicht, dass ihr versucht, uns zu helfen. Ihr sollt euch nur ausruhen, trinken und schlafen, wenn ihr könnt. Macht keinen Lärm und ruft nicht nach uns, damit bringt ihr uns nur in Gefahr.«

»Sie haben ausgezeichnete Nachtsichtbrillen«, sagte Braden warnend. »Das habe ich auf die harte Tour gelernt. Ich glaube nicht, dass einer von uns euch zu Hilfe kommen kann.« Doch er wirkte, als wollte er es versuchen.

Malichai legte eine Hand auf seinen Arm, damit er still sitzen blieb. »Entspannt euch einfach. Besonders Sie, Braden. Ich werde Sie noch brauchen, wenn es losgeht. Machen Sie sich nicht so viele Sorgen, ich habe ein paar Asse im Ärmel.«

Braden musterte ihn nachdenklich. Malichai wusste, dass es abgesehen davon, dass er kampferprobt war, nicht viel zu sehen gab. Seine Erfahrung zeigte sich an den Falten in seinem Gesicht, der Ruhe, die er unter allen Umständen bewahrte, und dem kalten Blick seiner Raubtieraugen. Schließlich nickte Braden ein wenig beruhigt.

»Bist du bereit?«, fragte Malichai Rubin.

Der beugte sich über Jerry. »Ich geh jetzt los, aber ich bin rechtzeitig zurück, um dich hier rauszubringen. Ich will, dass du lebst, Soldat. Hast du mich verstanden? Du hast eine Familie, die zu Hause auf dich wartet. Jack ist direkt neben dir, falls du irgendetwas brauchst.«

»Ich bin bei dir, Kamerad«, versicherte Jack und fasste nach Jerrys Handgelenk.

Jerry versuchte zu grinsen. »Ich lauf schon nicht weg. Ich bleib hier liegen. Gebt mir ein Gewehr. Ich bin Rechtsänder.«

Rubin schaute hoch und fing Malichais zweifelnden Blick auf. Niemand wollte, dass Jerry sich das Leben nahm. Seine Kameraden kannten ihn besser als sie, deshalb sahen sie beide Braden an und überließen ihm die Entscheidung.

»Das würde er niemals tun, solange wir ihn brauchen. Er weiß, dass jede Waffe zählt«, sagte Braden leise zu Malichai.

Also nickte Malichai Rubin zu, und der legte Jerry ein Gewehr auf die Brust. »Es ist geladen. Ziel einfach und schieß. Pass nur auf, dass du es nicht auf mich richtest.«

»Das hängt davon ab, ob diese Medikamente noch wirken, wenn du zurückkommst«, entgegnete Jerry.

Rubin grinste ihn an, klopfte ihm auf die Schulter und wandte sich dann an Jack. »Ein zäher Bursche, aber du hältst ihn im Zaum, bis ich wiederkomme.«

Jack nickte, während Jerry spöttisch auflachte. »Ja, spiel du meine Mama und sag mir, wie ich mich benehmen soll.«

»Haltet euch an das, was ich gesagt habe.« Geduckt lief Rubin zu Malichai. Dann packten sie ihre Ausrüstung aus und legten die Schneeanzüge ab.

Ihre Kleidung war speziell für Einsätze bei Nacht gefertigt. Sie spiegelte die Umgebung und würde es ihnen zusammen mit ihren Talenten recht leicht machen, mit der Nacht zu verschmelzen. Sie waren beide imstande, ihre Körpertemperatur so weit abzusenken, dass sie mit Nachtsichtbrillen nicht zu entdecken waren und dennoch ohne Einschränkungen funktionierten. Allerdings war das ein Talent, dass Malichai nur sehr ungern einsetzte.

»Der Hubschrauber kommt in der Morgendämmerung«, erklärte Rubin. »Bis dahin sind wir wieder da.«

Wenn nicht, waren sie tot.

Während Malichai die gut versteckten Taschen an seiner Kleidung mit Waffen bestückte, betrachtete er Braden. »Sie bleiben hier. Jack, wenn er verrückt wird und meint, er müsste hinter uns her, setz dich auf ihn oder schieß ihm ins Bein.«

»Ich weiß nicht, ob ihn das aufhalten würde«, meinte Jack. »Aber ich führe den Befehl sehr gern aus, Sir.«

Braden stöhnte laut. »Sie geben diesem groben Klotz viel zu viele Befugnisse, Sir.«

Malichai bemerkte die Anspannung in den Stimmen der Männer, obwohl sie sich bemühten, sie mit Scherzen zu kaschieren. Er salutierte knapp. »Bis zur Dämmerung. Macht euch bereit, dass es dann schnell gehen muss.«

»Verstanden, Sir«, sagte Jerry.

Rubin drehte sich um und sah Malichai an. Dann schlichen sie beide geduckt zum Ende des Steinwalls. Die Felsen wurden immer kleiner und zwangen sie schließlich zu robben. Bewegungen zogen immer Aufmerksamkeit auf sich. In allen drei Unterständen hatte sicher ein Posten die Aufgabe, darauf zu achten, ob jemand sich aus ihrem Lager schlich, besonders nachdem Braden mehrmals Alarm ausgelöst hatte.

In den Bergen von Afghanistan lebten trotz der ständigen Kämpfe viele wilde Tiere, unter anderem Schneeleoparden, Löwen, Schakale, Füchse und Steinböcke. Auch die hätten für Alarm sorgen können, doch Braden hatte eindeutige Spuren hinterlassen. Wie auch immer, sie mussten diese Gefechtsstellungen ausräumen, damit der Hubschrauber eine Chance hatte, sicher zu landen und die Verwundeten nach Hause zu bringen.

Malichai signalisierte Rubin, dass sie sich zuerst Bunker zwei vornehmen würden – den mit der größten Feuerkraft und den erfahrensten Kämpfern. Wenn sie nicht an alle Gegner herankamen, mussten sie wenigstens die in Bunker zwei töten. Es würde eine Stunde dauern, über den schneebedeckten Boden zu kriechen, wenn sie nicht gesehen werden wollten. Sie hofften, dass ihre Feinde in die-

ser Stunde eine dringend benötigte Pause machten, etwas aßen und, wenn sie Glück hatten, sogar schlafen gingen. Malichai wollte sich von der einen Seite nähern, Rubin von der gegenüberliegenden.

Zentimeter um Zentimeter schob Malichai sich voran. Er robbte nicht mehr, weil er es sich nicht leisten konnte, im Schnee Spuren zu hinterlassen, deshalb musste er sich auf Händen und Füßen fortbewegen. Immer dicht über dem Boden. Ohne seine gesteigerte Kraft hätte er das nie geschafft.

Vor einigen Monaten war ihm ins Bein geschossen worden, doch dank Rubins psychischer Chirurgie und der Bemühungen seines Teamkameraden Joe, eines sehr erfahrenen Geistheilners, war sein Bein kräftiger denn je. Deshalb überquerte er die ausgedehnte Schneefläche bis zum Unterstand mit großem Selbstvertrauen.

Seine Talente waren nicht so speziell wie die einiger anderer Schattengänger, weil er als Soldat »vielseitig« einsetzbar sein sollte. In einer Wüste konnte er Wasser in über sieben Meter Tiefe aufspüren. Außerdem konnte er jeden noch so steilen Berg hinauflaufen und lange unter Wasser schwimmen, ohne Luft zu holen. Dabei war er extrem schnell. Auch sein Geruchs- und Gehörsinn, sowie sein Sehvermögen waren außergewöhnlich gut ausgebildet.

Er kam sich oft vor wie jemand, der in nichts der absolute Überflieger war, dem es aber dennoch gelang, alle möglichen schwierigen Situationen zu meistern. Wenn es eins gab, womit er angeben konnte, war es seine Fähigkeit, in Rekordzeit Bomben zusammensetzen und wieder auseinanderzunehmen. Er hatte einfach ein Gefühl dafür. Er konnte es fast blind. Rein instinktiv. Aber mehr Talente hatte er nicht.

Bis sie beide ihr Ziel erreicht hatten, herrschte Stille zwischen ihnen. *In Position*, meldete Rubin schließlich.

Sie waren bei der telepathischen Kommunikation immer sehr vorsichtig, denn es gab viele Menschen, die eine übersinnliche Veranlagung hatten, wenn auch nicht weiter ausgebildet. Dann wurde nur deshalb Alarm ausgelöst, weil jemand auf sie aufmerksam geworden war, ohne dass diese Person sagen konnte, warum – sie hatte es nur so im Gefühl gehabt.

Ich auch. Rubin, wir dürfen nicht riskieren, dass sie Krach schlagen. Wir müssen das richtig machen. Selbst wenn es ihnen gelang, ihre Gegner zu töten, mussten sie dazu noch schnell sein, damit die anderen nichts davon merkten. Höchstwahrscheinlich haben wir es mit fünf Männern zu tun. Und hinter dem Unterstand wird eine Wache sein. Die musste Malichai zuerst ausschalten. Der Mann konnte am ehesten entkommen und die anderen warnen. Ich schleich mich jetzt hintenrum zur Wache.

Er kommunizierte in sehr kurzen Intervallen und hielt den Energielevel so niedrig wie möglich. Langsam setzte er sich in Bewegung und tastete dabei nach den Fallen, die Braden ihm beschrieben hatte. Auf die erste war er ungefähr sechs Meter vom Unterstand gestoßen. Sie reihten sich in dichtem Abstand rund um das Bollwerk aneinander. Ein wahres Minenfeld aus Alarmvorrichtungen und echten Tretbomben war angelegt worden, um die Leute im Bunker zu schützen.

Die Fallen verströmten eine Energie, auf die seine Körperhaare reagierten. Er hatte immer wieder geübt, sensibel genug zu werden, um eine Falle oder Bombe zu »erspüren«. Überhaupt alles, was ihm oder denen, die ihm anvertraut waren, gefährlich werden konnte.

Malichai suchte sich einen Weg um den Unterstand herum. Wegen der vielen Felsen war es ziemlich weit bis dahin. Wo es kein Durchkommen gab, überwand er sie mithilfe seiner enormen Kraft und der feinen gecko-ähnlichen Härchen an seinen Händen, die sein doppeltes Gewicht tragen konnten. Diese Haare waren mikroskopisch klein und fächerten sich in Tausende noch feinere Härchen auf, die wie winzige Bürsten aussahen. Aber man konnte sie nicht sehen, nur fühlen. Er hatte monatelang geübt, wie man sich richtig an eine Oberfläche »heftet«, und dann noch lernen müssen, sich wieder davon zu lösen. Als ihm das gelungen war, hatte er trainiert, damit schnell und lautlos zu klettern. Wenn nötig, konnte er inzwischen lange Zeit kopfüber an einer Decke hängen.

An einen Felsen geklammert, überblickte er die feindliche Stellung und zählte sechs Männer im Bunker. Mit der Wache waren es also sieben. Der Schlafbereich befand sich im hinteren Teil des Camps. Dort lagen zwei Männer. Zwei weitere tranken gerade etwas, das wie Tee aussah, während ein anderer mit einer Nachsichtbrille das Lager beobachtete, in dem Braden und die anderen ausharrten. Der sechste Mann behielt gleichzeitig mit einem Nachsichtfernrohr den schneebedeckten Bereich vor dem Bunker im Auge.

Vorsichtig ließ Malichai sich an der Felswand herunter und schlich zur Hinterseite, wo die Wache postiert war. Dort war es am dunkelsten, weil das Licht von dem Feuer im Unterstand nicht so weit reichte. Lautlos pirschte Malichai sich heran. Der Wachmann wandte dem Bunker den Rücken zu, denn er dachte, jede Gefahr käme von außen. Malichai verlor keine Zeit. Schnell rammte er dem Mann

von hinten sein Messer ins Genick und hielt ihm zugleich den Mund zu, damit er keinen Laut von sich gab, dann ließ er ihn behutsam zu Boden gleiten.

Erledigt.

Rubin wartete an der Wand auf der anderen Seite. Die beiden Schlafenden töteten sie zuerst. Sie lagen ein Stück weit weg von den anderen, und niemand schaute sich nach ihnen um, man ließ sie in Ruhe, damit sie schlafen konnten. Danach schlichen Rubin und Malichai sich an die zwei Teetrinker heran, töteten sie blitzschnell und fingen im selben Moment die kleinen Gläser auf, aus denen die beiden soeben getrunken hatten. Als Letzte kamen die Männer an die Reihe, die auf den Beobachtungsposten waren – auch sie wurden ohne einen Laut ausgeschaltet.

Die beiden Schattengänger ließen das Feuer brennen und gingen durch den Hintereingang zu den anderen Unterständen. In Bunker eins waren nur fünf Männer, in der gleichen Verteilung wie in Bunker zwei. Einer bewachte den Hintereingang, für den unwahrscheinlichen Fall, dass ein Angriff aus dieser Richtung kam. Zwei beobachteten das feindliche Lager und den Bereich vor dem Bunker, während zwei andere schliefen. In Bunker drei war es genauso.

Als alle Feinde liquidiert waren, konnten Malichai und Rubin sich auf den Rückweg machen. Oberhalb der Bunker gab es ein paar Höhlen, und sie befürchteten, dass sich dort weitere Gegner aufhielten, daher wagten sie es nicht, die Waffen in die Luft zu jagen. Also machten sie nur die größeren Geschütze unschädlich und kehrten eilig in ihr Lager zurück, wo sie kurz vor dem Eintreffen des Hubschraubers ankamen.

Malichai bedeutete Braden und den anderen, dass sie leise sein sollten, wenn sie den Berg zum Treffpunkt mit dem Heli hinaufkletterten. Sie wollten keinesfalls verräterische Geräusche verursachen, die eventuell weitere Feinde in den Höhlen auf ihre Flucht aufmerksam machten.

Ohne ein Wort nahm Rubin Jerry Huckepack, der trotz der Medikamente sicher höllische Schmerzen hatte, und lief mit ihm bergauf. Doch schon nach ein paar Metern schlug direkt hinter ihm eine Gewehrsalve ein. Sofort ging Rubin mit Jerry in den Armen in Deckung.

Malichai fluchte. Das beantwortete die Frage, ob es in den Höhlen noch mehr Feinde gab oder nicht. Zumindest einer war aufgetaucht und hatte die Toten entdeckt.

»Scheiße«, zischte Malichai. »Ein paar haben wir wohl übersehen.«

»Das ist unmöglich«, behauptete Rubin, doch er hatte das Gewehr schon im Anschlag.

»Ich vertreibe sie.« Malichai blieb keine andere Wahl. Wenn sie die Verwundeten zum Helikopter bringen wollten, mussten sie sicherstellen, dass der Vogel landen konnte. Ihm blieb nichts anderes übrig, er musste gehen.

Braden schüttelte den Kopf. »Das ist Wahnsinn, Mann. Gegen so viel Feuerkraft kommen Sie nicht an.«

»Haben Sie eine bessere Idee?«, fragte Malichai. Sein Blick war auf Bunker zwei gerichtet. Der lag so, dass er fast jeden Winkel des Berges beschießen konnte. Deshalb hatte die Ablösung sich natürlich dort eingenistet. Die anderen Bunker wurden gar nicht benötigt, um das gesamte Gebiet zu kontrollieren. Er musste diesen Unterstand aus dem Gefecht nehmen. Und er durfte nicht zögern. Er musste es sofort tun, ehe der Helikopterpilot entschied,

dass eine Landung zu riskant war und sie zurückließ, und ehe weitere Feinde auftauchten – falls es noch mehr gab. Würden sie sich dann nicht deutlicher zeigen? Darüber konnte er jetzt nicht nachdenken.

Ohne weitere Diskussion verließ er den Schutz des Steinwalls und sprintete den Berg hinunter. Geduckt und im Zickzack stürzte er sich mit seiner unglaublichen Schnelligkeit direkt ins Feuer, sprang über kleinere Felsen hinweg und wich den größeren aus. Unzählige Kugeln aus einem Maschinengewehr hagel rissen rings um ihn herum den Boden auf und schleuderten Felssplitter in die Luft. Manche zerfetzten ihm sogar die Kleidung und streiften seine Haut. Aber er war noch auf den Beinen und lief weiter, voll auf die große Aufgabe konzentriert, die vor ihm lag.

Egal wie, er musste diese Waffen zum Schweigen bringen. In Bunker zwei befanden sich mindestens drei Gegner, denn dort wurden drei verschiedene Waffen bedient, und zwar sehr präzise. Das anhaltende Knattern, das über seinen Kopf hinwegdröhnte, war so laut, dass ihm die Ohren wehtaten. Er hatte ein außergewöhnlich gutes Gehör, und ganz egal, wie er sich bemühte, die Lautstärke des mörderischen Donners herunterzuregeln, er schaffte es nicht.

Beinahe gleichzeitig schlugen zwei Granaten rechts und links von ihm ein, was ihm verriet, dass auch in Bunker eins noch wenigstens ein Kämpfer am Leben war. Aber es war unmöglich, dass Rubin und er so viele Feinde übersehen hatten, auch wenn es dunkel gewesen war. Das musste eine Ablösung sein, die aus drei oder vier, wahrscheinlich sogar fünf Männer bestand. War das ein Zufall? Waren die Ersatzmänner in den Höhlen gewesen? Gab es

da noch mehr? Es trieb ihn noch in den Wahnsinn, wenn er weiter darüber nachdachte.

Er warf sich hin, rollte zur Seite, sprang wieder auf und warf eine Granate nach der anderen in Bunker zwei. Der Feind feuerte, bis diese Granaten nacheinander hochgingen. Doch der Beschuss aus Bunker eins hielt an, und um ihn herum schlugen immer noch Kugeln ein. Eine hätte ihm fast einen neuen Scheitel gezogen, er spürte den brennenden Schmerz auf der Kopfhaut ganz deutlich.

Dann bellte Rubins Gewehr, und ein Körper in Bunker zwei fiel zu Boden. Danach wurde es etwas ruhiger, und Malichai nutzte die Chance. Ohne auf das feindliche Feuer aus Bunker eins zu achten, lief er die letzten paar Schritte zum Schutzwall, sprang hinüber, landete im Schnee und suchte mit gezückter Waffe nach Überlebenden in Bunker zwei.

In dem beengten Unterstand hing der bleierne Geruch Blut und Tod. Ein Schrapnell hatte die Soldaten zerfetzt und nur blutige Hüllen zurückgelassen; ein Anblick, den er sicherlich lange Zeit nicht aus dem Kopf bekommen würde. Doch ihm blieb nichts anderes übrig, als durch dieses Blutbad zu waten, um zu dem noch intakten Mörser zu kommen.

Das unaufhörliche Maschinengewehrfeuer aus Bunker eins zischte über den dicken Steinwall hinweg in den Unterstand und hielt ihn in Schach. Das leichte Geschütz stand auf einer dreibeinigen Metallplatte. Er drehte den gesamten Apparat so, dass er auf Bunker eins zielte, nicht mehr auf die Findlinge, hinter denen sich seine Patienten versteckten.

Dann ließ er den Feind die ganze Kraft seiner Waffe spüren. Als er eine Runde nach der anderen in Bunker

eins jagte, fiel auch Rubins Gewehr ein, und sein Kamerad schoss nie daneben. Wann immer Rubin den Abzug durchdrückte, ging unweigerlich jemand zu Boden. Nach einer gefühlten Ewigkeit wurde es still in Bunker eins. Malichai wartete. Er konnte nicht sicher sein, aber auch den Hubschrauber nicht ewig warten lassen. Alles eine Frage des Sprits.

Alles blieb still und ruhig. Malichai wusste, dass er in Bunker eins und drei nachschauen musste, obwohl aus Bunker drei nicht geschossen worden war. Andererseits mussten sie dringend die Verwundeten in den Helikopter schaffen, der auf die Freigabe zur Landung wartete. Mit klopfendem Herzen und trockenem Mund trat Malichai aus dem Schutz von Bunker zwei. Nichts regte sich. Er lief gerade los in die Richtung von Bunker eins, als das Maschinengewehrfeuer plötzlich wieder einsetzte. Schnell, wütend und blutrünstig.

Er wusste nicht, wie oft er getroffen wurde, aber es fühlte sich an wie ein Dutzend Mal. Vielleicht mehr. Unter- und Oberschenkel brannten wie Feuer, von der Wade bis zur Hüfte. Mit einem Bein, das so zerschossen und zerfetzt war, kam man nicht zurück. Schon in dem Moment, in dem er zusammensackte, wusste er, dass er ein toter Mann war. Die Knochen in seinem Bein waren zerschmettert. Das spürte er. Der heiße Schmerz, der ihn erfasste, war so stark, dass er fast ohnmächtig wurde. Er kämpfte dagegen an und ignorierte die Kugeln, die ihm immer noch um den Kopf flogen. Wie auf Autopilot riss er mit den Zähnen Verpackungen auf und klatschte Notfallverbände auf seine Wunden, obwohl er wusste, dass es sinnlos war. Er verlor zu viel Blut, trotzdem drückte er Pflaster auf die schlimmsten fünf, aus denen fontänenartig Blut spritzte.

Dr. Peter Whitney hatte ein Medikament namens Zenith entwickelt. Dieses Medikament stillte Blutungen und löste einen Adrenalinschub aus, der es dem Verwundeten ermöglichte, wieder auf die Beine zu kommen. Eigentlich sollte es die Heilung fördern, doch nach ein paar Stunden begann es, genau das Gegenteil zu tun, dann zerstörte es nach und nach Zellen, und der Verwundete starb, es sei denn er bekam ein Gegenmittel. Whitney war der Mann, der das Schattengänger-Programm erdacht und solche Soldaten psychisch weiterentwickelt hatte, bei denen man außergewöhnliche geistige Fähigkeiten festgestellt hatte. Dabei hatte er sie ohne ihre Erlaubnis auch genetisch verändert.

Das Zenith der zweiten Generation war von Whitneys Tochter Lily entwickelt worden. Sie war eine brillante Ärztin und Forscherin. Und sie hatte zu jenen Waisenmädchen gehört, die Whitney für seine Experimente benutzt hatte. Aus irgendeinem Grund hatte er sie zu seiner Nachfolgerin erkoren und sie offiziell adoptiert. Sie war mit einem Schattengänger aus Team Eins verheiratet. Das neue Zenith sollte ohne die hässlichen Nebenwirkungen des alten funktionieren. Malichai hoffte das sehr. Denn das Zenith war alles, was er hatte, um am Leben zu bleiben.

Er atmete schwer und wartete auf den Adrenalinschub. Als er schließlich kam, war die Dosis aus fünf Pflastern beinahe zu viel für Malichai. Die Pflaster stillten zwar die Blutungen und versiegelten die Wunden von außen, doch das bedeutete nicht, dass er keine inneren Blutungen hatte oder dass die zersplitterten Knochen wie durch ein Wunder wieder zusammenwachsen würden, aber immerhin gab das Adrenalin ihm die Kraft, die er brauchte, um nicht aufzugeben.

Er fing an, sich über den Boden zu ziehen. Direkt unter dem Schnee befanden sich raue Felsen, die es ihm schwer machten voranzukommen. Jedes Mal wenn der Schütze in Bunker eins sich aufrichtete, um auf Malichai anzulegen, knallte ein anderes Gewehr und dann ein drittes. Offenbar versuchten Braden und Jack, ihm Rückendeckung zu geben, während er sich mühsam dem Bunker näherte.

Anscheinend kostete es ihn sehr viel Kraft, sein verletztes Bein hinter sich herzuschleifen. Außerdem hinterließ er im weißen Schnee eine lange Blutspur, die für den Feind wie ein Pfeil war, der auf ihn deutete. Da halfen auch die Tarnkleidung und die besonderen Talente nichts – die Blutspur war ein verräterischer Hinweis.

Obwohl Rubin und die anderen ihn unterstützten, ratterte das Maschinengewehr weiter und um ihn herum schlugen gnadenlos Kugeln ein. Es kümmerte ihn nicht. So heftig wie er trotz des Zeniths blutete, war er ohnehin so gut wie tot. Er hatte ja auch nicht so furchtbar viel zu verlieren. Er musste dem Helikopter nur die Gelegenheit geben, zu landen und die Verwundeten nach Hause zu bringen.

Mit der enormen Kraft seiner Arme schleppte er sich über den eiskalten felsigen Grund bis zur Mauer der feindlichen Stellung. Nun konnte er es riechen. Das Blut. Die Angst. Den Gestank der ungewaschenen Soldaten. Er wusste, dass er genauso roch. Er blieb einen Moment lang ruhig liegen, um zu Atem zu kommen, und hoffte, dass niemand inzwischen sein Gewehr über die Mauer schieben und ihn von oben her abknallen würde, ehe er seine Aufgabe erfüllt hatte.

Er nahm seine letzte Granate und warf sie in den Unterstand. Wie erhofft traf er mitten zwischen die Feinde, die

ihm durch ihre Bewegungen ihre Position verraten hatten. Die Explosion erschütterte die Mauer und ließ Schutt auf ihn niederregnen, doch dann regte sich nichts mehr. Er schaffte es nicht, von seinem Hintern hochzukommen und sich zu vergewissern, ob er wirklich auch den letzten Gegner erwischt hatte.

Er lauschte darauf, ob sich jemand rührte. Oder stöhnte. Auf irgendetwas, das ihm verriet, dass noch jemand am Leben war. Doch als die Zeit verging, ohne dass er einen Ton hörte, machte er sich auf den mühseligen Weg quer über die Ebene zurück zum Berghang. Er musste es noch bis zum Landeplatz des Helikopters schaffen, und der schien ewig weit weg zu sein. In der Ferne konnte er ihn schon kommen hören, und er war dankbar dafür, aber im Hinterkopf war ihm klar, dass er nicht mitfliegen würde.

Er hätte Ezekiel sagen sollen, dass er ihn liebte. Komisch, dass er das nie getan hatte. Mordichai hatte er es auch nicht gesagt. Und dann waren da noch Rubin und Diego. Sie waren zwar nicht mit ihm blutsverwandt, aber trotzdem seine Brüder. Die würden es ebenfalls nicht erfahren.

»Schluss jetzt, Malichai«, sagte Rubin streng. »Spar dir deine Kräfte. Du darfst nicht sterben. Sonst verpasst mir Ezekiel eine Ladung.«

Das war durchaus möglich. Zeke war manchmal so drauf. Verwirrt schaute Malichai auf. Rubin war da, das Gewehr auf dem Rücken, aber er sah ihn so verschwommen vor sich, dass er dem Bild nicht traute. Vorsichtig stupste er es mit einem Finger an. »Bist du echt?«

»Ich denke doch.«

»Bringst du mich hier raus?«

»Das habe ich vor. Aber du wiegst eine Tonne. Ich werd Nonny sagen, dass sie dir nicht mehr so viel zu futtern geben soll.«

Rubin nahm ihn Huckepack und rannte zum Hubschrauber, der bereits aufgesetzt hatte und so schnell wie möglich die Verwundeten einsammelte.

»WAS ZUM TEUFEL MACHEN die Leute eigentlich im Urlaub?«, fragte Malichai laut. Dann schüttelte er den Kopf und wandte sich vom Spiegel ab. Vom Sich-selber-Anstarren wurde man auch nicht schöner.

Er war ein großer Mann, mit unübersehbaren, gut ausgeprägten Muskeln. Nicht so leicht zu sehen dagegen war, dass all diese Muskeln locker waren, damit er ihre Kraft dazu nutzen konnte, schnell zu reagieren, falls seine erstaunlich guten Reflexe es erforderten. Er hatte seltsame Augen, schon immer gehabt, selbst als Kind. Doch durch die Veränderungen, die man beim Militär an ihm vorgenommen hatte, wirkten sie nun beinahe golden. Wie altes Gold. Florentinisches Gold.

Sein Lebensstil begann, seinen Tribut zu fordern. Darum kam er nicht herum. Er meldete sich so oft wie möglich für Einsätze. Meistens retteten sie verwundete Soldaten, die sofort aus einem Krisengebiet herausgebracht werden mussten. Er war schnell und stark und sehr geschickt bei diesen Operationen. Es gab nur wenige, die besser darin waren, Verletzungen richtig einzuschätzen oder eine Vene zu finden, und ehe sie kollabierte, schnell eine Nadel hineinzubekommen. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, möglichst alle ihm anvertrauten Kameraden lebend nach Hause zu bringen. Also meldete er sich jedes Mal freiwillig, wenn sie zu gefährlichen Missionen ausrücken mussten.

Tja, deshalb war er ab und zu angeschossen worden und hatte mehr als genug Nahkämpfe erlebt. Ein paar Mal hatte er sich auch mit Drogenkartellen angelegt. Was sollte er auch sonst im Leben machen? Er gehörte nicht zu den Männern, denen Frauen besondere Aufmerksamkeit schenkten. Er wusste nicht einmal, ob eine Frau überhaupt mit ihm leben konnte – er schaffte es ja selber kaum. Also waren ein Zuhause und eine Familie keine Option für ihn. Das sah er ein, auch wenn ihm das nicht unbedingt gefiel.

Er war mit seinen zwei Brüdern Ezeziel und Mordichai auf den Straßen von Chicago aufgewachsen. Später hatte Ezeziel Rubin und Diego Campo entdeckt, die sich ebenfalls allein durchschlugen, und sie hatten sich zusammengetan. Zur Schule waren sie nur gegangen, wenn Ezeziel es möglich machen konnte. Meist waren sie auf der Suche nach Essen gewesen und hatten sich gegenseitig vor irgendwelchen Schurken geschützt. Seine Jugend war also hart gewesen, er hatte gelernt, seine Fäuste zu gebrauchen in jeder nur vorstellbaren Form von hinterhältigen Straßenkämpfen, bei denen es um Leben und Tod ging. Er hatte sich für das Leben entschieden.

Malichai seufzte und ging zur Tür seines Pensionszimmers. Es war klein, daher hatte er sie schnell erreicht, viel zu schnell. Sobald er diese Tür öffnete, musste er etwas unternehmen. Irgendwo hingehen. Sich vergnügen. Dabei hatte er ganz vergessen, wie man das machte.

Inzwischen lebte er in den Sümpfen von Louisiana und hatte festgestellt, dass er dieses Leben liebte. Er mochte seine »Familie« dort, besonders die Großmutter seines Teamkameraden Wyatt Fontenot. Sie bestand darauf, dass das gesamte Schattengänger-Team sie Nonny nannte, was

die Männer auch taten. Mit der Zeit war es ihm so vorgekommen, als hätte er zum ersten Mal im Leben eine Oma. Nonny kochte wunderbare Gerichte für alle. Bei ihr stand immer Essen auf dem Tisch. Und er war immer hungrig. Auch jetzt.

Zufrieden, dass er nun einen guten Grund hatte, sein Zimmer zu verlassen, hielt er kurz vor der Tür inne und lauschte automatisch, ob irgendjemand sich auf der anderen Seite befand. Mindestens drei Personen standen im Flur, aber das ging in Ordnung, er wusste bereits, wer das war. Die drei wohnten auch in der kleinen Bed-and-Breakfast-Pension.

Er trat in den Flur und ging in Richtung Treppe, wobei er die anderen lediglich mit einem Seitenblick würdigte. Sie standen eng beieinander und debattierten gerade darüber, wohin sie gehen sollten. Die beiden Männer und die eine Frau schienen sich ständig zu streiten, und zwar so penetrant, dass er sich angewöhnt hatte, sie in seinem Gehör auszublenden. Sie sprachen in einer Lautstärke miteinander, die sie für Flüstern hielten, doch jemandem mit seinem überdurchschnittlichen Hörvermögen fiel es nicht schwer, ihrem lächerlichen Hickhack zu folgen, wenn er wollte – was nicht zutraf.

Als Malichai das Esszimmer betrat, rieselte ein warnender Schauer über seinen Rücken, deshalb sah er sich schnell in dem fast leeren Raum um. Nur eine einzige andere Person saß allein an einem Ecktisch. Sie las ein Buch – einen Roman –, bemerkte er und grinste. Die Frau sah großartig aus, und er versuchte, sie nicht anzustarren. Sie war blond, doch ihr Haar war so dick, dass er die Farbe nicht für natürlich hielt. Die meisten Blondinen hatten feineres oder dünneres Haar. Er musste die Frau zu ge-

nau gemustert haben, denn sie blickte auf. Zuerst offenbar nur aus purer Neugier, doch dann versteifte sie sich und fixierte ihn.

Ihre Augen waren wunderschön, strahlend blau, wie Edelsteine. So tief blau, dass es sich bestimmt um Kontaktlinsen handelte. Dann schaute sie schnell wieder in ihr Buch, doch er merkte, dass sie nicht mehr las. Wahrscheinlich hatte er ihr Angst eingejagt. Er war nicht wie einige seiner Schattengänger-Kameraden, die anscheinend nur in einen Raum zu kommen brauchten, um die Hälfte der dort anwesenden Frauen ins Schwärmen zu bringen – und das hatte nichts mit ihren besonderen Fähigkeiten, sondern nur mit ihrem guten Aussehen oder ihrem Charisma oder beidem zu tun, aber er hatte weder das eine noch das andere.

Das Frühstück war als Buffet in einer langen Reihe von Speisewärmern auf einem Tisch angerichtet. Wenn er sich etwas davon nahm, würde er mit dem Rücken zum Raum stehen, doch anscheinend war er ohnehin der Letzte, der zum Frühstück erschienen war. Dennoch hatte ihn beim Betreten des Raums ein Gefühl des Unbehagens beschlichen, obwohl nur zwei Leute da waren – die Blondine und er. Ging von ihr etwa eine Bedrohung aus? War sein Unbehagen überhaupt begründet? Schließlich war er im Urlaub. Sollte man sich da nicht entspannen? Er wusste es nicht, verdammt noch mal.

Er nahm sich etwas zu essen und blieb dabei seitlich stehen, um die Frau im Blick zu behalten. Wieder schaute sie zu ihm auf, ließ das Buch ein wenig sinken und stellte beide Füße auf den Boden. Als sie entspannt gewesen war, hatte sie ein Bein unter sich gezogen. Er grinste sie herausfordernd an.

»Sie lesen ja gerade mein Lieblingsbuch.«

Die Frau kniff die Augen zusammen. »Sie wissen doch gar nicht, was ich lese.«

Als Schattengänger hatte er Adлераugen. »Der Roman heißt *Gefährliches Glück*.« Er hoffte, dass er jetzt nichts zum Inhalt sagen musste, denn davon hatte er keine Ahnung.

Überrascht schaute die Frau auf ihr Buch. Als sie wieder zu ihm aufblickte, geriet sein Herz ein klein wenig aus dem Takt. Die Sonne traf sie in einem Winkel, der ihr Haar in einen Wasserfall aus funkelndem Gold und Silber verwandelte, der ihn einen Augenblick so sehr blendete, dass er sie in dem hellen Glitzern nur noch verschwommen sehen konnte.

Irritiert blinzelte er, und als es ihm gelang, sie wieder klar zu erkennen, schaute er in ihre leuchtenden Augen, die sich wie blaue Flammen in seine brannten.

»Sie lesen keine Romane.« Sie hob das Kinn. »Aber es ist absolut nichts Schlimmes daran, wenn man etwas von Männern lesen möchte, die an Monogamie glauben. Allerdings bezweifle ich, dass Sie etwas davon verstehen.«

Malichai setzte sich an einen Tisch ihr gegenüber, trank langsam seinen Kaffee und betrachtete ihr kleines wütendes Gesicht. Sie war sehr schön, wenn sie so zornig war. Wieder geriet sein Herz leicht aus dem Takt, und mit einem Mal fühlte er sich sehr lebendig. Vielleicht wurde dieser Urlaub gar nicht so schlecht.

»Wie kommen Sie denn darauf? Wenn ich Romane lese, habe ich auch lieber ein Happy End und Männer und Frauen, die einander treu sind.« Man musste eben nur schnell reagieren. Eine herausragende Eigenschaft aller Schattengänger.

»Weil ich glaube, dass Sie ein ganz ...« Die Frau unter-

brach sich, als eine andere Frau in der Tür erschien, die so erregt war, dass sie gar nicht zu bemerken schien, dass Malichai auch da war.

»Amaryllis?« Es handelte sich um Mrs. Stubbins, die Eigentümerin der Pension. »Ich weiß, dass du noch eine Viertelstunde Pause hast und dass du meinetwegen schon die halbe Nacht wach warst, aber würde es dir etwas ausmachen, jetzt gleich in der Küche auszuhelfen? Irgendwas stimmt mit der Spülmaschine nicht, und ich kann Jacy nicht beruhigen ...« Sie verstummte, als sie Malichai an seinem Tisch bemerkte. »Oh, tut mir leid. Ich dachte, alle wären fertig.«

»Ich bin heute Morgen erst spät heruntergekommen«, erwiderte Malichai. »Kann ich Ihnen irgendwie helfen? Ich kann so was ganz gut reparieren. Das habe ich bei Nonny auch schon ein- oder zweimal gemacht.« Meist benutzte Nonny ihre moderne Spülmaschine gar nicht und irgendwelche Nagetiere knabberten die Kabel durch, doch das wollte er nicht verraten.

»Nein, nein, Sie sind doch Gast«, sagte Mrs. Stubbins.

Malichai war befohlen worden, Urlaub zu nehmen und seine Therapie fortzusetzen, indem er viel im Meer schwamm. Die Frauen und Mädchen im Haus der Fontenots hatten sich nur zu gern um den mit Broschüren bedeckten Tisch in der Küche versammelt, um über sein Los zu entscheiden. Ihre Wahl war auf diese kleine Pension in San Diego, Kalifornien, gefallen. Sie lag direkt am Strand und war für ihre ausgezeichnete Küche bekannt, das war das Einzige, was ihn interessiert hatte. Über die Besitzerin hatte man Nachforschungen angestellt, denn schließlich konnte man Spezialeinsatzkräfte, die mehrere Millionen wert waren, nicht einfach irgendwo hingehen lassen, ohne

genau zu wissen, was dort auf sie wartete und mit wem sie in Kontakt kommen könnten.

Mrs. Stubbins war Witwe – eines Soldaten, der vor drei Jahren im Kampf für sein Land sein Leben verloren hatte. Sie hatte Mühe, sich finanziell über Wasser zu halten, hauptsächlich deshalb, weil ihre Tochter zwei Herzoperationen gehabt hatte, und das war nicht billig. Malichai mochte die Frau und alles, was er in ihrer Akte gelesen hatte.

Mrs. Stubbins biss sich auf Unterlippe. »Außerdem denke ich, dass die Spülmaschine bloß alt ist und einfach den Geist aufgegeben hat.«

»Wenn ich Ihnen nicht helfe, würde meine Großmutter mich versohlen, Mrs. Stubbins. Zeigen Sie mir dieses kaputte Gerät mal, und lassen Sie mich sehen, was ich tun kann.«

Malichai krepelte die Ärmel hoch, sodass die Tattoos an seinen Armen zum Vorschein kamen, und ging, ohne die Frau am Tisch aus den Augen zu lassen, zu der Pensionswirtin. Amaryllis ließ ihr Buch liegen und kam so hastig hinter dem Tisch hervor, als befürchtete sie, dass er Mrs. Stubbins etwas tun wollte.

»Bitte nenn mich Marie, und lass uns am besten ›Du‹ sagen. Bist du sicher, dass es dir nichts ausmacht?«

»Ganz sicher, Marie. Gib mir doch was zu tun. Urlaub machen liegt mir nicht so besonders.«

Amaryllis folgte ihnen. Malichai gefiel es nicht, sie hinter sich zu haben, also trat er absichtlich höflich beiseite und winkte sie an sich vorbei. Sie zögerte einen Lidschlag lang, doch dann schloss sie eilig zu Mrs. Stubbins auf. Sie überholte die Wirtin sogar, sodass sie als Erste in die Küche gelangte und ihn mit dem Rücken zur Wand im Auge

behalten konnte, als er eintrat. Sie kam ihm eher misstrauisch als ängstlich vor.

Marie Stubbins deutete auf die große Profi-Spülmaschine, die sie schon von der Wand abgerückt hatte. »Ich habe versucht, den Fehler selber zu finden, aber ich kenne mich damit nicht aus.«

»Ich schau mal auf YouTube nach, vielleicht finde ich eine Checkliste, die wir abarbeiten können«, schlug Amaryllis hilfsbereit vor. »Dann kann Mr. ...« Sie verstummte und erwartete offenbar, dass Malichai ihr seinen Namen nannte, denn Marie war diejenige gewesen, die ihn empfangen und in sein Zimmer geführt hatte.

Doch den Gefallen tat Malichai ihr nicht. Stattdessen setzte er sich auf den Boden und betrachtete die beeindruckende Auswahl an Werkzeugen, die Marie bereitgelegt hatte. »Danke, Amaryllis. Ich könnte etwas Hilfe gebrauchen. Und während Sie das tun, schau ich mir die Maschine mal an und gucke, ob ich irgendetwas finde, das mir auffällt.« Ohne weiter auf Amaryllis zu achten, blickte er zu der Wirtin auf. »Du hast gesagt, sie macht gar nichts mehr?«

»Gestern Abend hat sie noch einwandfrei funktioniert, aber als ich sie heute Morgen anstellen wollte, rührte sich gar nichts.«

Malichai merkte genau, dass Amaryllis ihn unschlüssig ansah, doch dann stolzierte sie aus der Küche. Er konnte sich ein Feixen nicht verkneifen. Das war ja ein großartiger Start.

»Mach dir keine Sorgen, wenn ich dieses Ding nicht wieder zum Laufen kriege, helfe ich Amaryllis beim Abwasch, dann sehen wir weiter.«

Marie sah so aus, als wollte sie protestieren, aber offen-

bar war sie zu erschöpft. Also lächelte sie ihn nur matt an. »Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll. Ich könnte dir einen Tag weniger berechnen ...«

Malichai hob eine Hand. »Ich bin immer auf der Suche nach Essen. Ich glaube, ich habe ständig Hunger, und meine Großmutter sagt, bei dem, was ich in mich hineinstopfe, müsste ich eine Tonne wiegen.«

Marie lachte. »Und ich bin eine gute Köchin. Ich werde dafür sorgen, dass du immer genug zu essen bekommst.«

Amaryllis musste einen Geschwindigkeitsrekord aufgestellt haben oder ihr kleines Tablet war nicht weit weg gewesen, denn sie kam schon wieder in die Küche gelaufen und blieb erstaunt stehen, als sie Marie lachen hörte. Bei ihrem Anblick stockte Malichai der Atem. Es war das erste Mal, dass er es sich gestattete, ihre Figur genauer zu betrachten. Sie trug eine hautenge Yogahose und ein kleines Ringerrückentop, das jede Kurve betonte – und davon hatte sie einige. Sie war vielleicht etwas klein geraten, aber dennoch atemberaubend.

Malichai spähte in die Maschine, als wäre diese Reparatur die wichtigste Aufgabe seines Lebens. Er wollte nicht dabei ertappt werden, wie er sie anstarrte, sonst merkte sie noch, dass sie hier die Oberhand hatte. Denn der weibliche Körper, der in dieser Yogahose und diesem Tanktop steckte, war einfach umwerfend.

»Ich lass euch zwei dann mal allein«, sagte Marie. »Aber keine Sorge, Amaryllis, ich hab nicht vergessen, dass ich dir einen Haufen Überstunden schulde, auch für gestern Abend und heute Morgen. Ich räume die Tische ab und mache das Esszimmer sauber, solange ihr hier beschäftigt seid. Heute Nachmittag habe ich einen Termin bei Jacys Arzt, aber ich kann das Abendessen machen ...«

»Das kann ich auch übernehmen«, unterbrach Amaryllis sie. »Bislang habe ich ja noch niemanden vergiftet.«

Malichai überlegte, ob die spitze Bemerkung auf ihn abzielte, aber Marie schien das nicht so aufzufassen, denn sie lachte, als fände sie das sehr lustig.

Er wartete, bis Marie hinausgegangen war, erst dann drehte er sich um und schaute wieder zu Amaryllis. Sie strahlte die Art von Energie aus, die er auch spürte, wenn er einem kampfbereiten Gegner gegenüberstand. Aber da war noch etwas anderes. Wenn es irgendwie möglich wäre, hätte er angenommen, sie wäre genauso wie er. Doch normalerweise erkannten Schattengänger einander, auch wenn es ein paar gab, die sich und bei Bedarf auch ein ganzes Team von den anderen abschotten konnten. Er war weit weg von zu Hause, und die einzigen Schattengängerinnen, die er näher kannte, waren Frauen, die Whitney als gescheiterte Experimente betrachtete.

Er ignorierte Amaryllis' gerecktes Kinn. »Hast du etwas für mich – als Ausgangspunkt? Denn von außen sieht alles gut aus. Sie hat gesagt, gestern Abend hat das Ding noch funktioniert, aber heute Morgen ... ging nichts mehr.«

»Du willst also wirklich die Spülmaschine für Marie reparieren?« Ihre Stimme triefte vor Sarkasmus.

Malichai betrachtete sie von oben bis unten. »Ich weiß nicht, was du für ein Problem mit mir hast, und ehrlich gesagt interessiert es mich auch nicht, aber meiner Meinung nach ist Marie eine sehr nette Lady mit zu viel Arbeit und zu vielen Problemen. Wenn ich es schaffe, ihre Spülmaschine wieder in Gang zu bekommen, opfere ich nur einen sehr kleinen Teil meiner Zeit, um jemandem zu helfen, der es zu verdienen scheint. Wenn du mir dabei nicht zur Hand gehen willst, ist das in Ordnung.

Ich bin durchaus imstande, selber im Internet nachzuschauen.«

Amaryllis starrte ihn einen langen Moment an, während die Uhr im Hintergrund tickte. Dann schlug sie einmal kurz die langen Wimpern nieder. »Du willst das wirklich für sie machen, ja?«

»Das habe ich doch gesagt.«

»Aber Männer wie ...« Sie unterbrach sich. »Normalerweise sind die Menschen nicht so nett.«

Sie hatte »Männer wie du« sagen wollen, aber er sprach sie nicht darauf an. »Ich habe doch schon gesagt, dass es meiner Großmutter nicht gefallen würde, wenn ich bei so was nicht helfe.«

Amaryllis musterte sein Gesicht. »Du hast gar keine Großmutter.«

»Genau genommen sind wir nicht blutsverwandt, aber ich habe sie angenommen und sie Gott sei Dank mich. Wir nennen sie alle Nonny, und sie ist der Mittelpunkt der Familie. Eine gute Frau. Sie hat ihr ganzes Leben lang in den Sümpfen von Louisiana gewohnt, ist blitzgescheit und die netteste Frau, die ich kenne.«

Amaryllis blickte auf ihr Tablet. »Fang mit dem Hebel an der Tür an. Mit der Verriegelung, meine ich. Nein, warte. Es handelt sich um ein ganzes System. Sie hielt ihm ihr Tablet hin. »Guck. Hier steht, wenn da was nicht stimmt, geht die Tür nicht richtig zu und die Maschine läuft nicht.«

Malichai schaute sich das kurze Video an, ehe er sich die Sache genauer betrachtete. »Geht es Marie wirklich gut? Sie wirkt sehr aufgeregt, eigentlich zu aufgeregt, um sich über einen kaputten Geschirrspüler Gedanken zu machen. Außerdem konnte ich eurem Gespräch entnehmen,

dass du Überstunden gemacht hast, um ihr ein bisschen zu helfen«, sagte er leise, während er das Schließsystem untersuchte.

»Jacy geht es gerade wieder ziemlich schlecht. Sie hat ja ein Herzleiden. Marie hat ihren Mann verloren, und Jacy ist ihr Ein und Alles. Sie macht sich große Sorgen.«

»Also es ist das Herz?«

»Ich weiß es nicht genau. Und ich glaube, Marie auch nicht. Aber sie hat große Angst davor.«

»Das ist wirklich schlimm.« Malichai wusste nicht, was er sonst noch sagen sollte, aber die Situation bedrückte ihn. Es war nicht richtig, dass die Witwe eines Mannes, der im Dienst für sein Land gestorben war, dem finanziellen Ruin und dem möglichen Verlust ihrer Tochter ins Auge sehen musste, weil das Kind Probleme mit dem Herzen hatte. »Was kann ich sonst noch überprüfen? Das hier sieht gut aus.«

»Die Thermosicherung. Dazu muss man sich Zugang zum Bedienfeld verschaffen und einen Strommesser benutzen. Weißt du, wie man mit so was umgeht?«

»Ich wundere mich, dass Marie so gute Werkzeuge hat.«

»Die gehörten ihrem Mann. Eigentlich war er derjenige, der die Idee hatte, eine Pension aufzumachen. Mit ihm als Hausmeister und ihr als Köchin, und die Hausarbeiten hätten sie gemeinsam erledigt. Als sie dieses Gebäude gekauft haben, war es renovierungsbedürftig, und gerade als sie mit allem fertig waren, wurde er getötet. Seine Kameraden kommen hin und wieder noch vorbei, aber sie bittet sie nie um Hilfe.«

Malichai kontrollierte die Thermosicherung zweimal, ehe er sie als Ursache ausschloss »Ich glaube, die ist auch nicht das Problem.« Als Marie mit einer viel zu voll ge-

ladenen Wanne mit Geschirr hereinkam, blickte er über die Schulter. »Mein Gott, du bist doch kein Packesel. Am Ende kriegst du noch Rückenschmerzen. Lass mich das für dich tun.«

Marie lachte. »Red keinen Unsinn, Malichai. Das mach ich doch jeden Tag, und Amaryllis auch.«

Marie hatte ihn ja schon bei der Ankunft am Empfang begrüßt, trotzdem war er überrascht, in welchem freundschaftlichen Ton sie seinen Namen aussprach. Einige seiner Teamkameraden waren verheiratet, auch sein Bruder Ezeziel, und die Frauen in ihrer »Familie«, die ebenfalls Schattengängerinnen waren – genauso gefährlich wie ihre Männer –, scherzten locker mit ihm, doch Fremde taten das für gewöhnlich nicht. Er führte das auf sein Aussehen zurück. Er wusste, dass er einschüchternd wirkte.

»Das heißt aber nicht, dass es gut ist, Ma'am«, erwiderte er.

»Marie«, korrigierte sie ihn wieder. »Nenn mich bitte einfach Marie. Sonst fühle ich mich noch älter, als ich es jetzt schon tue.«

Malichai hatte seine Zweifel, ob Marie überhaupt schon dreißig war. Er schaute in Amaryllis' Richtung. »Wir haben das Problem bald gefunden. Wenn wir kein Ersatzteil brauchen, können wir die Spülmaschine hoffentlich mit all diesem Zeug beladen. Wenn nicht ...«, verschwörerisch senkte er die Stimme, »... ich habe Amaryllis noch nicht gesagt, dass ich uns beide freiwillig gemeldet habe, gemeinsam den Abwasch für dich zu machen.«

Amaryllis versteckte ihr Lächeln hinter einer Hand. »Da ich oft die Küche putze und die Sachen abwasche, die nicht in die Maschine passen, hatte ich so etwas erwartet.«

»Hörst du das, Marie? Sie fängt an zu begreifen, dass Männer gelegentlich auch nützlich sein können.«

»Das habe ich nicht gesagt«, widersprach Amaryllis eilig.

Dann lächelte sie, und ihre blauen Augen brachten ihr ganzes Gesicht mit der makellosen weichen Haut zum Strahlen. Ihre Stimme war sehr angenehm. Sanft und melodisch. Das war ihm besonders aufgefallen, weil fast jedes Wort, das sie sagte, irgendwie in ihm nachhallte.

Marie stellte die Wanne mit dem schmutzigen Geschirr ab und ging kopfschüttelnd und leise lachend über ihr Geplänkel zurück, um die Speisewärmer zu holen.

»Sie ist einfach toll«, meinte Malichai. »Aus ihr wird auch mal eine Nonny. Als Kind hatte ich nicht viel mit Frauen zu tun. Mein Bruder Ezekiel hat uns aufgezogen. Er war selber noch ein Kind, aber ich habe ihn nie so gesehen. Er war knallhart. Wenn jemand versuchte, uns unser Essen oder unseren Schlafplatz wegzunehmen, hat er ihn grün und blau geschlagen. Und wenn Mordichai und ich ihm nicht aufs Wort gehorchten, was wir fast nie taten, hat er uns grün und blau geschlagen.«

»Warum überrascht es mich nicht, dass du ihm nicht gehorcht hast?«

Malichai grinste sie an. »Keine Ahnung. Die Thermo-sicherung ist es auch nicht. Was ist das Nächste auf der Liste?«

»Hier steht, man soll den Timer und die elektronische Steuerung testen.«

Finster starrte Malichai sie an. »Ach ja? Und? Etwas mehr Informationen bitte.«

Als Amaryllis ihn entschuldigend anlächelte, beschleunigte sich sein Herzschlag. Je öfter er sie anschaute, desto schöner wurde sie. Allein dieses Lächeln löste eine starke

körperliche Reaktion aus, und zwar eine, die man nicht haben wollte, wenn man auf einem Küchenboden saß und versuchte, eine Spülmaschine zu reparieren.

»Tut mir leid, ich dachte, dass du vielleicht mit einer Spülmaschinen-Bedienungsanleitung im Kopf geboren worden bist oder so was. Ich les es dir vor.«

»Mit einer Spülmaschinen-Bedienungsanleitung im Kopf?«, wiederholte Malichai. »Das Einzige, was ich über diese Dinger weiß, ist, dass Nonny sie nicht gern benutzt. Auch wenn das keinen Sinn macht. Manchmal ist es okay, dann plötzlich wieder nicht, und sie braucht Freiwillige für den Abwasch.«

»Hört sich lustig an.«

»Ist es auch. Aber sie ist nicht nur lustig. Meist sitzt sie in ihrem Schaukelstuhl und schaut über den Sumpf, eine Pfeife zwischen den Zähnen und ein Gewehr griffbereit, denn sie gehört dahin. Wie alle Menschen dort. Sie kennt jede Pflanze und ihre Wirkungsweise, versorgt weniger vom Schicksal Begünstigte mit Nahrung und Kleidung und hat immer einen Topf Gumbo oder Fischeintopf auf dem Herd, falls irgendeiner von uns hungrig bei ihr vorbeischauen sollte.«

»Sie scheint eine beeindruckende Frau zu sein.«

Malichai nickte. »Das ist sie. Und was mich am meisten an ihr beeindruckt hat, war, dass sie uns sofort mit offenen Armen empfangen hat. Ich weiß noch, wie ich zum ersten Mal mit ihrem Enkel Wyatt bei ihr ankam. Ich war völlig fertig. Wir alle waren völlig fertig. Es war sehr spät, wir waren flussaufwärts gefahren und legten an ihrem Pier an. Ich kann es dir nicht richtig erklären, denn ich hatte nie ein Zuhause. Ich habe die meiste Zeit auf den Straßen von Chicago gelebt, und nun war ich dort, mitten im

Sumpf, in einer schwülen, wunderschönen, ganz eigenen seltsamen Welt, und wir stiegen die Stufen hoch zu der Veranda, wo sie einfach in ihrem Schaukelstuhl saß und ihre würzig riechende Pfeife rauchte. Dann schaute sie mich an, und ich schwöre dir, es war, als wäre ich nach Hause gekommen.«

Die Geschichte hatte er noch niemandem erzählt, nicht einmal Wyatt, und er verstand selbst nicht, warum er sie Amaryllis anvertraute. Er schaute zu ihr auf. Sie starrte ihn an, als wäre ihm ein zweiter Kopf gewachsen. Malichai seufzte. Typisch für ihn. Sie mit alten Geschichten beeindrucken zu wollen, war wohl keine gute Idee gewesen, auch wenn das Erlebnis mit Nonny einschneidend für ihn gewesen war. Doch ganz gleich, was er tat, Frauen würden ihn offenbar niemals cool finden.

»Du überraschst mich immer wieder, Malichai, und zwar positiv.« Amaryllis klang ehrlich erstaunt.

»Ich glaube, das ist nicht besonders schwer. Schließlich hast du keine hohe Meinung von mir.«

Röte stieg an ihrem Hals empor und färbte ihr blasses Gesicht rosa. »Entschuldige. Wirke ich so abweisend?«

»Eher so wie eine Frau, die ihre Freundin vor einem Fremden beschützen möchte. Ich weiß, dass ich nicht sehr vertrauenerweckend aussehe, deshalb rechne ich sogar mit ein wenig Widerstand, wenn ich einer Frau helfen will, die viel zu hart arbeitet.«

Stumm musterte Amaryllis ihn eine lange Weile. Ihr Blick glitt über sein Gesicht wie ein Streicheln, hauchzart, dabei unendlich faszinierend.

»Warum meinst du, du wärst nicht vertrauenerweckend? Du wirkst verschlossen, so als wärst du dir selber genug, aber nicht verschlagen.«

Malichai lehnte sich zurück und schaute zu ihr auf. »Warum hast du dann Angst vor mir?«

Sofort wurde ihr Blick wieder misstrauisch. »Ich habe keine Angst vor dir.«

Das kam so entschieden, dass Malichai am liebsten gegrinst hätte, aber er verkniff es sich. Oh doch. Sie hatte Angst vor ihm. Nur nicht so, wie er angedeutet hatte. Er war für sie auf mehr Arten gefährlich, als für sie beide gut war.

»Schön. Dann können wir ja hiermit fertig werden, ehe wir den Berg Geschirr spülen müssen, den Marie für uns auftürmt.« Er wandte sich wieder der Maschine zu, achtete aber darauf, dass er Amaryllis unauffällig stets im Auge behalten konnte. Sie machte ihn immer noch nervös. Irgendetwas stimmte mit ihr nicht. »Was hast du sonst noch anzubieten?«

»Ich schau mal. Offenbar pumpen Spülmaschinen als Erstes noch vorhandenes Wasser ab.«

»Warte. Es kann doch kein Wasser übrig sein, wenn wir sie gar nicht angemacht haben.«

»Aber da unten ist doch noch welches. Wenn du kein Pumngeräusch gehört hast, liegt der Fehler vielleicht am Timer. Ist der elektronisch oder manuell?«

»Also zuerst mal springt dieses verdammte Ding nicht an, also kann ich auch nichts hören, aber ...«, Malichai hob eine Hand, um sie daran zu hindern, ihn zu unterbrechen, »... ich guck mir das an.«

Amaryllis lachte, und das löste irgendwo in seinem Bauch ein seltsames Schwächegefühl aus, das ihn mehr beschäftigte, als es sollte. Herrgott, sie schaffte ihn! Je länger er in ihrer Nähe war, desto stärker fühlte er sich zu ihr hingezogen. Außerdem roch sie so verdammt gut, dass er

sich kaum davon abhalten konnte, die Werkzeuge auf der Stelle fallen zu lassen und sie wie ein Festmahl auf dem Küchentisch zu vernaschen.

Schnell zwang er sich, sich wieder auf die Spülmaschine zu konzentrieren. »Anscheinend wird das Ding manuell bedient.«

»Nach dieser Erklärung bringt der Timer alles Mögliche zum Funktionieren. Die Pumpe, das Einlassventil ...« Sie schaute auf und sah ihn zweifelnd an. »Weißt du überhaupt, was das ist? Vielleicht sollten wir doch jemanden kommen lassen.«

»Ich weiß, was ein Einlassventil ist.«

Amaryllis kniff die Augen zusammen. »Du lügst. Du hast keine Ahnung.«

»Vertrau mir, Baby.«

Sie verdrehte die Augen. »Neben der Pumpe und dem Einlassventil schaltet dieses Timer-Dings auch den Heizkreislauf und das Abpumpen in der richtigen Reihenfolge ein. Dazu benutzt er eine Reihe von elektrischen Kontakten, die von einem kleinen Motor angetrieben werden. All das befindet sich in der Bedienblende. Ich hoffe, damit kannst du was anfangen.«

»Ja, jetzt hab ich's.« Malichai vergewisserte sich noch einmal, dass die Maschine nicht mehr am Strom hing, beobachtete Amaryllis aber dabei aus den Augenwinkeln. Wenn etwas keinen rechten Sinn ergab, machte ihn das stets misstrauisch – und genau das war bei ihr der Fall.

»Ich muss jetzt alles anhand einer schematischen Zeichnung der Reihe nach durchmessen. Hoffentlich finden wir den Fehler dann.« Er machte sich an die Arbeit. »Wie lange kennst du Marie schon?«

Eine kleine Pause entstand. Malichai blickte über die

Schulter. Amaryllis war nervös, schaute ihm aber nun achselzuckend in die Augen. »Ungefähr ein Jahr. Ich bin ihr in einem Lebensmittelladen begegnet. Sie brauchte Hilfe und ich einen Job. Für mich ist sie wie deine Nonny, oder eher wie Mutter und Schwester zugleich, denn ich hatte nicht gerade die besten Voraussetzungen. Aber Marie hat mir gezeigt, dass das keine Rolle spielt. Dass ich trotzdem etwas aus mir machen kann.«

»Das klingt gut. Hast du auch ihren Mann kennengelernt?« Malichai wusste nicht, warum er das fragte, schließlich kannte er die Antwort. Vielleicht um sie bei einer Lüge zu ertappen. Sie konnte ja nicht ahnen, dass sein Team Marie vor seiner Ankunft durchleuchtet hatte.

»Nein, er war schon gestorben. Aber sie redet so viel über ihn, dass ich das Gefühl habe, ihn zu kennen.«

»Ich glaube, ich habe den Fehler entdeckt, Amaryllis.« Er liebte ihren Namen. »Das Ersatzteil müssen wir wohl bestellen. Es sollte möglichst bald da sein, aber es sieht so aus, als hätten wir in den nächsten paar Tagen Spüldienst.«

»Marie wird es nicht gefallen, wenn ein Gast dabei hilft. Ich könnte es allein machen, aber ehrlich gesagt bin ich dir dankbar für dein Angebot.«

»Gib die Nummer des Ersatzteils ein und schau nach dem besten Preis und der kürzesten Lieferzeit. Ich spüle ab, weil ich es Marie versprochen habe, und ich halte mein Wort. Dazu kommt ...«, umsichtig räumte er die Werkzeuge auf, »... dass du mich anscheinend loswerden willst, also bleibe ich dabei, nur um dich zu ärgern.«

»Das ist gemein.«

»Nein, ich erweitere nur deinen Horizont, hole dich aus deiner Komfortzone und zeige dir, dass selbst ein rauher

